

PETER DETTME-  
RING, Wedel ERIN-  
NERUNG AN  
WOLFGANG LOCH

Ich lernte Wolfgang Loch Ende 1963 oder Anfang 1964 kennen, als sein Kommen an die Universitätsnervenklinik Tübingen bereits feststand. Ich war seinerzeit auf den Psychotherapie-Stationen der Klinik eingesetzt, um die die meisten Kollegen einen Bogen machten, und hatte gerade einen mir anvertrauten 17-jährigen Patienten an Magersucht sterben sehen. Daß ich so rasch wie möglich eine Ausbildung haben müsse, stand für mich fest. Es gab bereits Kontakte wegen eines Analysen-Platzes in Heidelberg, da machte mich Frau Mitscherlich-Nielsen darauf aufmerksam, daß Herr Loch in Kürze nach Tübingen überwechseln werde. Ich fuhr sofort nach Frankfurt und sicherte mir bei ihm einen Platz.

Der Anfang dieser inoffiziellen Lehranalyse - Tübingen war noch kein Ausbildungsort der DPV - war insofern ungewöhnlich, als Herr Loch zunächst voll in den Klinikalltag integriert wurde und an allen Konferenzen und Fortbildungsveranstaltungen teilnahm. Die ersten zwei oder drei Wochen ging er mit dem Klinikchef - Walter Schulte

- auf Visiten mit und war dann zeitweise Dritter bei den Psychotherapie-Visiten. Ich lernte so den Kliniker Loch kennen, der zu diesem oder jenem meiner Patienten Kommentare abgab. Diese Patienten würde er sich zu erreichen trauen, sagte er etwa, oder, für mich überraschend: aus diesem Patienten wird bei dieser Art von Kinn nichts werden. Er machte also die Prognose nicht allein von analytischen Kriterien, sondern auch von äußeren Merkmalen wie Dysplasien abhängig. Seine Aufrichtigkeit - die sich dennoch wohltuend von der Menschenverachtung etwa eines Dietrich Langen unterschied - sagte mir zu, und ich war auch schon bald einbezogen in den sich rasch entspannenden Kampf zwischen Schulte und ihm: Loch sollte nach Schultes Wunsch die schwersten Fälle übernehmen (und natürlich mit Erfolg behandeln), die die Klinik gerade in Atem hielten. Dazu rechnete damals beispielsweise ein Windelfetischist, der im Großraum Tübingen Kinderwagen entführte, um sich in den Besitz der Gummiunterlagen zu bringen, dabei aber glücklicherweise die Kleinkinder ungeschoren ließ. Mit Spannung, aber auch mit leiser Angst verfolgte ich dieses Duell, das sich bei den Visiten entspann und sich in den Konferenzen fortsetzte. Trotzdem sind mir beide - Schulte und Loch - als zwei gleichwertige klinische Lehrer in Erinnerung geblieben; so wie auch ein aufmerksamer Beobachter empfand, wie sehr Loch Walter Schulte schätzte und hochachtete: nicht zuletzt hatte dieser das (histori-

sche) Verdienst, als erster einen Analytiker in die Psychiatrie geholt zu haben.

Fast mühsamer auszuhalten waren allerdings Neugier und Indiskretion der gleichaltrigen Kollegen, von denen zunächst kaum einer - auch wenn er später auf den bekannten Umwegen in den Genuß des "Zusatztitels" kam - primär zur Psychoanalyse tendierte. Gelegentlich kamen sie voller Schadenfreude angelaufen, wenn Loch, also "mein" Analytiker, sich auf die eine oder andere Weise exponierte. Auf einer Weihnachtsfeier der Klinik, die in der altehrwürdigen Bibliothek stattfand, zog Herr Loch unerwartet ein Papier heraus und verlas ein von ihm verfaßtes Weihnachtsgedicht, von dem mir die beiden Zeilen

Ach, gestern noch ...

Ach, war es heute doch!

in Erinnerung geblieben sind. Es ging um den sich immer von neuem entziehenden Augenblick, in dem etwas Kostbares gegenwärtig ist und sehnsüchtig zurückerinnert wird. Ich war auch bei jedem Vertrag Lochs dabei und hörte alle diese Arbeiten über Melancholie oder Schizophrenie - die dann ein oder zwei Jahre später in der "Psyche" erschienen - im Entwurf. Auch hier spürte ich sehr stark die Ablehnung der vor allem "endogen" oder, wie man heute sagen würde, "biologisch" orientierten Kollegen. Damals hätte ich mir oft ein weniger exponiertes analytisches Arbeiten gewünscht, und ich bin überzeugt, meinem Analytiker ging es nicht anders. Es müssen auch

für ihn Übergangsjahre gewesen sein, und einmal erlebte ich von der Couch her mit - der Anruf platzte in die Analysenstunde -, daß sein Bleiben in Tübingen an einem Haar hing.

Sein Analyse-Stil oder damaliger Analyse-Stil ist mir auch heute noch insofern rätselhaft, als ich immer der Meinung war (und noch heute bin), eine Deutung entstehe allmählich und vorsichtig-tastend. Bei ihm jedoch entsprang sie wie Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus. Eine dieser Deutungen ist mir vor allem in Erinnerung geblieben; sie bezog sich auf die Tatsache, daß der Vater, obwohl vorhanden, keinen starken, innerlich stützenden Eindruck hinterlassen, sich habituell untergeordnet hatte. "Ich bin nicht schuld, daß der Vater nicht da ist" lautete die Deutung, die sprachlich so abgefaßt war, daß Loch sich in meine Person hineinversetzte, als spräche ich oder mein Unbewußtes diesen Satz selber. Manchmal kam es mir vor, als ahme er die Präzision chemischer oder mathematischer Formeln nach und erhebe sich sprachlich auf eine Meta-Ebene, unter der weit unten - aber noch wahrnehmbar - der jeweilige Sachverhalt, die Sachvorstellung lag. Aber er konnte auch ganz praktisch und realitätsnah sein, so wenn er zu der Frage Stellung nahm, ob man ein zweijähriges schlafendes Kind in der Wohnung sich selbst überlassen dürfe. "Wir wissen einfach nicht, was in einem kleinen Kind vorgeht, das aufwacht und seine Eltern vermißt", sagte er unzweideutig. Oder er riß mich mit einem Ruck von gewissen Arbeiten los, die ich zu referieren hat-

te und die einer verwässerten Psychoanalyse das Wort redeten: "Sie merken doch, was für ein Quatsch das ist", sagte er hinterher zu mir. Ich empfand das als Befreiung, nicht als Indoktrination.

Auf der Couch lag ich mit dem Blick auf eine Wand, die mit drei Bildern - Gemäldereproduktionen - dekoriert war. Der Inhalt der Bilder (es waren Impressionisten) ist hier nicht wichtig; wichtig war für mich, daß das mittlere der Bilder gegenüber den beiden anderen erhöht hing. In meiner Vorstellung hängte ich die Bilder ständig um, "begradigte" sie, hängte sie in eine Reihe. Es schien mir damals eine rein ästhetische Frage zu sein, aber heute muß ich denken, daß dies vielleicht ein unbewußtes Überbleibsel aus Lochs katholischer Kindheit und Jugend war - vor allem, wenn ich die Ziergräser und Schilfkolben dazudenke, die mit zu der Szenerie gehörten und fast etwas hatten von einem Blumenschmuck an einem Altar. Auch das Weihnachtsgedicht könnte in diese Richtung weisen, so sehr Loch immer wieder betonte, daß er "Freidenker" sei, und an seiner psychoanalytischen Identität keinen Zweifel aufkommen ließ. Manchmal dachte ich, daß er in bestimmten Augenblicken eine strenge christliche Erziehung hinter sich zu lassen versuchte, so wenn er im "Kasino" - wo die Ärzte der Klinik in einer freien halben Stunde ihren Kaffee tranken - in irgendeinem Zusammenhang ein in seinem Mund befremdliches derbes Wort verwendete. Es war ein wenig so, als peitsche er sich vorwärts, weil er vielleicht dachte, er müsse als Analytiker zu dieser Art

von Freiheit imstande sein. Auffallend oft saß, wenn Loch in einem seiner Referate und Vorträge auf sexuelle Sachverhalte zu sprechen kam, eine besonders strenge, "pastörllich" wirkende Kollegin neben mir und sagte mißbilligend: "Muß das denn jetzt sein?" Nachträglich ist mir, als habe diese gedachte Frau immer neben mir gesessen und Herrn Loch zensiert, und wenn ich mich frage, ob dieses Muster mehr über mich oder über ihn aussagte, so würde ich sagen: über uns beide.

Waren wir durch die Isolierung innerhalb der Klinik zu einer festen Zwei-Personen-Gruppe zusammengeschlossen, so trug die Übertragung das Ihre dazu bei, dieses Bewußtsein zu intensivieren. Einmal kam Walter Schindler (ein Stekel-Schüler aus London) angereist und versammelte die arrivierteren Klinikkollegen zu einem Selbsterfahrungsseminar, das eine Woche lang dauerte. Ich wußte, daß ich agierte, konnte mich aber nicht enthalten, in letzter Minute dazuzustoßen: ich wollte Zeuge des Rencontres zwischen ihm und Loch sein, das ich vorausahnte. Tatsächlich kam es zu einem Schlagabtausch zwischen dem befehlsgewohnten, autoritären Gast und einem dagegen aulbegehrenden Loch. Schindler forderte zu Beginn von jedem Teilnehmer die Angabe des Alters, der Geschwisterzahl sowie eines Symptoms, das im Falle von Loch "Ungeduld" lautete. Bei der Nennung des Alters unterlief ihm eine Fehlleistung, die offenbar nur von mir bemerkt wurde; Loch gab statt "49 1/2" (sein wahres Alter) "39 1/2" an, machte sich also zum rebellischen Sohn.

In solchen Augenblicken war ich stolz auf ihn und ließ mir nicht umsonst in einer der Analysenstunden eine Wagner-Reminiszenz einfallen, die da lautete:

Mein Vater Parzival trägt eine Krone/  
Sein Ritter, ich, bin Lohengrin genannt.

Diesen Einfall ließ ich aber nicht laut werden, da ich sicher zu wissen meinte, Loch sei kein Wagner-Freund. In solchen Augenblicken hielt ich mich nicht an die analytische Grundregel und versäumte so die (kostbare) Möglichkeit, zu meinen "grandioseren" Grundschichten vorzustößen. Im übrigen war er derjenige, der schon bald nach Beginn der Analyse meine Produktivität entband, ihr einen Weg ins Freie bahnte - einfach, indem er mir das Gefühl gab, er bejahe mich. "Haben Sie doch Mut zu Ihrer Subjektivität", sagte er einmal, als ich mich (wieder einmal) bei ihm über diese Subjektivität beklagte. Später warf ich ihm dann - in eine Ausbildungssituation gleichsam "eingezwängt" - gelegentlich vor, er habe sich, wenn er mich zur Ausbildung vorschlug, fast zu stark von der Vorstellung meiner "Begabung" leiten lassen; für einige Menschen ist vielleicht Begabung etwas, das sie nur sehr allmählich assimilieren und mit ihrer "Person" verschmelzen können.

Daß ich von Tübingen fortging, ging auf eine Intervention von ihm zurück; er muß sich wohl etwas gedacht haben, wenn er meinte, im Falle meines Bleibens würde ich zu abhängig von den Personen dort, die sich für mich (oder von mir) eine Karriere mit Habilitation, Lehrstuhl,

Klinikleitung erwarteten und für undenkbar hielten, daß ich mich dem verweigerte. Daß ich irgendwo "abhängig" werden könne, machte mir Angst; ich riß mich mit Gewalt los. Doch reflektierte ich dann in den letzten vier Wochen der analytischen Arbeit ständig darüber, daß ein Teil von mir an Ort und Stelle bleiben würde; dieser Ort war die Decke von Lochs Behandlungszimmer, zu der ich von der Couch aufblickte. Fast konkret, ja konkretistisch materialisierte sich an dieser Stelle jener Teil von mir, der nicht fortgehen wollte und den ich dann Stück für Stück nachholen mußte, etwa in der Form, daß ein mir fremder Mann auf dem Balkon gegenüber mir plötzlich wie Loch erschien. In dieser Zeit habe ich viel gelernt über die Schwierigkeit, sich vom Analytiker zu trennen - was nicht wenig zu meinen Veröffentlichungen beigetragen hat, die von solcher "fraktionierten" Trennung in Form von Zwilings- oder Doppelgängerkonfigurationen handelten. Vielleicht hat diese Erfahrung mich am stärksten geprägt und Wolfgang Loch auch dann noch meinen anregendsten Lehrer bleiben lassen, als er mir - um 1981 herum - ungefragt seine Meinung über Heinz Kohut aufdrängte, sie mir geradezu entgegenschleuderte: "Der ist für mich ein Brechmittel", sagte er unverblümt.

Anfang 1995 hörte ich dann von seiner schweren Erkrankung und wußte fast sicher, auf einer geplanten Reise nach Süddeutschland würde ich irgendwann die Zeitung aufschlagen und seine Todesanzeige lesen. So kam es dann auch wörtlich auf der Fahrtstrecke zwischen Karls-



ruhe und Stuttgart, wo jemand die "Stuttgarter Zeitung" hatte liegen lassen. Wieder in meiner Praxis zurück, war ich mit einem Patienten konfrontiert, der sich verzweifelt mühte, Zugang zu seiner prägenitalen Thematik zu finden. Der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt, Aktiv und Passiv verwischte sich in seinen Äußerungen, und plötzlich war es, als sage Loch in meiner Erinnerung: "Wo es um Prägenitalität geht, wird alles vieldeutig". Und ein andermal hatte er das Objekt der prägenitalen Entwicklung - das "primäre Objekt" - als das Einmalige und Unverwechselbare definiert, das man ein Leben lang suche, verliere und wiederfinde. Offenbar ging es dabei um das gleiche Objekt, von dem indirekt auch in jenem Weihnachtsgedicht die Rede war. Es hat sich vielleicht erhalten, und es läßt sich nachprüfen, ob ich die zwei Zeilen richtig in Erinnerung habe:

Ach, gestern noch ...

Ach, war es heute doch!

Anschrift des Verfassers:

Rosengarten 5, 22880 Wedel/Holstein